

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Vermessungswesen und Kulturtechnik =
Revue technique suisse des mensurations et améliorations foncières

Band: 40 (1942)

Heft: 12

Artikel: Echte und falsche Nomenklatur

Autor: Saladin, G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-199787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Echte und falsche Nomenklatur

Von Dr. G. Saladin.

Die Unterscheidung ist einfach und klar. Echt ist sie, wenn sie die Forderung erfüllt, die man auch in topographischer Hinsicht an die Karte stellt, daß sie nämlich ein annäherndes Bild der Wirklichkeit wiedergebe. Falsch ist sie, wenn sie diese Forderung mißachtet. Die tatsächliche Nomenklatur tritt uns entgegen in der alten alemannischen Sprache unserer Bauern und Äpler. Für das Nähere sei auf die früheren Ausführungen in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1936, S. 114 f.; 1937, S. 5 f.) verwiesen. Hier soll nur gezeigt werden, wie sich zwei konkrete Nomenklaturbeispiele zu diesem selbstverständlichen Zweck der Karte verhalten.

In Nummer 1, 1942, dieser Zeitschrift, brachte Ing. W. *Kreisel* eine kleine Skizze, in der er die Namen eingetragen hat, die auf dem Übersichtsplan der *Kareten Alp* und der *Glatten Alp* zwischen dem schwyzerischen Bisstal und dem glarnerischen Bru(nn)wald entweder fehlen oder mangelhaft lokalisiert sind.

Ein aufmerksamer Beobachter wird leicht erkennen, daß hier versucht wird, eine bodenständig schweizerdeutsche, also wirkliche und lebendige Nomenklatur zu geben. Die dem Volksmund gemäßen Laute dieses kleinen Schriftbildes seien hier hervorgehoben: Chrüz (gegen Kreuz der SK.), Schijen (statt des ortsfremden und künstlich zusammengesetzten Scheienberg), Büel, Tüelen, Üsser (richtiger Usser?), Chäle(n). Hat es einen Sinn, Wörter wie Bühl, Brühl, Tülen, die die Schriftsprache kaum oder gar nicht kennt, auf eine schweizerische Karte zu setzen?

Auch unser anlautendes Ch-, vor dem die offizielle Namensschreibung bisher eine positive Scheu hatte, kommt zu seinem Recht: Chrüz, Chilch, Chäle(n), Chli(n). Reine Mundartformen sind auch Enggi, Blätz. Eine Inkonsequenz in der Endung zeigt die Form Chäle im Vergleich zu den andern weiblichen Wörtern, Tüelen, Schijen, Planggen, die der vorherrschende richtige Schreibgebrauch mit dem verklungenen -n der Biegungssilbe (Dativendung) ergänzt, das ja auch in der Zusammensetzung meist geschrieben wird (Märenband). Eine andere liegt im wertlosen Dehnungs -h- des Namens Sahltritt, womit Sali und Märenspitz auf der SK. nicht belastet sind. Etwas seltsam sieht Erixmatt aus; es liegt doch wohl das Wessenfall -s (eines Personennamens?) vor. Im Text zur Nomenklaturskizze ist die Verbindung „auf der Twärenen“ nicht richtig; denn Twärenen ist die Mehrzahlform zu Twäri, der Ableitung zu twär, zwer(ch), quer. Bedenken macht auch die Schreibung Rohbutzli, weil man meinen könnte, es handle sich um das Wort roh, das aber nicht schweizerisch ist. Ist es vielleicht die mundartliche Form des häufigen Ron(en), Wurzelstock (vgl. den Bergnamen „der höch Ronen“)? Ist Butzli der im faulen Strunk hausende Alpgeist, der böse Kobold (vgl. Schwzd. Wörterbuch IV, 2005)? Geheimnisse der Äplersprache, des Äplergeistes. Am nördlichen Fuß des zu Flätschstock verbesserten Flätstockes der SK. fließt ein Rinnsal in eine abflußlose Lache,

das Gegenstück zum westlich gelegenen Dreck. Das ist wohl der Wasserflätsch (vgl. Schwzd. Wb. I, 1233), nach dem der Stock bestimmt wurde; die Stöcke und Hörner werden ja meistens nach Alpteilen an ihrem Fuß benannt. Kr. ändert den bisherigen Namen Karrenalp nach dem Volksmund in Karretalp. Das ist natürlich genau genommen eine partizipiale Bildung, die g(e)charet(i) A.; doch möchte ich deswegen Kreisels Schreibung nicht antasten.

Nicht ganz geraten sind die adjektivischen Bestimmungen mehrerer Namen. Kr. schreibt mit dativischer Verbindung Langeneggen, dagegen mit endungslosem Eigenschaftsworte: inner, usser Robutzli, wie Chli Firstli, Schönbüel, Glatt Alp, Karet A. Gegen diese nominativischen Verbindungen ist natürlich nichts einzuwenden, auch wenn etwa der Gebrauch der dativischen (SK. hat Schönenbühl) vorwiegen sollte; sie haben den Vorteil der Kürze. Kr. weicht aber davon ab, wenn er schreibt: Roter Eggen, Runder Eggen, Inneres, Üsseres Wändli, Roti Chäle, Üsseri, Inneri Streipfen, und wieder anders (sowohl abstechend von Chli Firstli als von Roter Eggen) Innere, Üssere Dreck (mit „schwacher“ Biegungsform des Eigenschaftsworts). Diese Adjektive mit (starker oder schwacher) Nominativendung wirken entschieden unnatürlich, papierern; also einfach Rot Eggen, Usser Dreck usw.

Im übrigen ist es vom natur- und volkskundlichen, alpinistischen und sprachlichen Gesichtspunkt aus hocheifrig, daß durch sorgfältige Kartographenarbeit viel wertvolles Namengut gerettet und richtig lokalisiert wird, wenn solches durch den photogrammetrisch hergestellten Übersichtsplan recht stiefmütterlich behandelt wird. Wie lebendig und vielsagend wirken Namen wie Stränzenbänder (nach der Astränzen, die in der alten Volksmedizin eine große Rolle spielte; vgl. Schwzd. Wb. I, 577), Anbeissiband, Ochsenbödeli, Munggenblätz, Bocksblätz, Tieralpele, Wändlisweg, Heidenstäfeli, das klar auf eine uralte, vorgeschichtliche Bewirtschaftung dieses „blitzblanken Grasbödeli“ weist.

Es drängen sich in diesem Zusammenhang noch einige Bemerkungen auf über den der Nomenklaturskizze Kreisels entsprechenden Ausschnitt des Blattes 400 des TA., das die Marken Linththal oder Linthal (!) trägt. Die Bezeichnung Glattalp ist ganz offenbar entstanden aus dem Gegensatz zur „g'chareten“ Alp. Wenn nun ihr See als Glattensee bezeichnet wird, so ist das Verhältnis zwischen den beiden Namen durch die verschiedene Form des Bestimmungswortes verdunkelt (dieses meint natürlich nicht den See). Zur Glattalp gehört der Glattalensee; daß aber solche dreifache Zusammensetzungen durch Weglassung des Mittelgliedes im Volksmund erleichtert werden, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Eine verhältnismäßig glatte Fläche mitten im Karrengebiet heißt auf der Karte Glätti; diese Ableitung lautet aber im Volksmund höchst wahrscheinlich Gletti. Durch eine Senke gelangt man von hier nordwärts ins „Braunalpele“. Wie man aus dem glarnerischen Bru(nn)wald einen unmöglichen Braunwald gedichtet hat, so wurde hier der nach kurzem Lauf versickernde „Brunn“, d. h. der Quellbach, der in diesem Karrengebiet namengebend wirken mußte, unbegreiflicherweise zu braun ge-

macht. Daneben stehen ein schweizerdeutscher Rüchigrat und ein papierener Faulen. Man sollte ein Gefühl dafür haben, daß neben Mundartformen wie Rüchi, Täli, Alpeli, Butzli, Manndliegg Schreibungen wie Faulen, Kirchbühlen, Brühlkehle, Kratzern, Kreuz sich ausnehmen wie die fremden Salonbergsteiger von anno dazumal neben Hirtenbuben. Der Name Furkel zwischen dem „Hohen Turm“ und dem Ortstock ist sicher falsch; es ist wohl ein Furggeli. Pferch lautet im Schwyzerischen Färch. Sollte dem Kartographen nicht jede Entlastung des Schriftbildes von toten Buchstaben willkommen sein? Bärensool und Schossfluh brauchen nicht zwei o. Das in der Topographie einen (Felsen-)Winkel bedeutende Schoß hat trotz der Länge des Vokals im Schriftdeutschen nur ein o; hier tritt es in extremer Mundartform mit geschwächtem s auf, wie der gleichgeartete Name Stoos über Morschach. Mit dem schriftdeutschen Fluh zusammen gibt das eine unsaubere Mischform.

Doch wenden wir uns vom alten TA. ab und der *neuen Landeskarte* zu, die auf alle Zukunft für unsere vaterländische Kultur zeugen soll. Prüfen wir als erste Veröffentlichungen dieses neuzeitlichen Kartenwerkes die ersten Ausgaben der beiden Blätter *Wildstrubel* 526 und 527 auf ihren bärndütschen Wirklichkeitsgehalt¹. Da finden wir kein einziges Mal die schweizerischen Formen Flue, Grueb, grünen, Büel. (Auf dem Blatt Nufenen-W, Goms, findet sich das letzte Namenwort dagegen nur in der rein mundartlichen Form Biel.) Ebenso wich man der Volkssprache aus in den Wörtern Seiten, Scheiben, weiß, weit, Pfeiffen-, Schwein-, Scheuer, Haus, Zäune, Kuh, Hühner, trüb, Weiher, neu, gut, Tiefental (statt Teufen-), Sommer-, Sonn-. Mundartliche *Vokale* sind selten: Rüti (dieses zufällig nur schweizerisch), Witi (neben weit), Nünihorn, Schuflen, Lueglen, Susegg. Aus bernischem Teuffi machte man ostschweiz. Tüffi (!). Besonders widersinnig ist es, dunkle fremdsprachige Wörter in die hochdeutsche Schablone zu zwingen. So hat man den gallischen Stamm dub- „schwarz“ zu daub gemacht! Daube, Daubenhorn, -see, -hubel; daneben auch Tauben-. Dient es der geforderten „irrtumsfreien Verständigung“, wenn das dunkle Rüwlissen zu Reulisen, Bitlosen zu Büttlassen umgemodelt, das rein bernische Bürt (allenfalls zu schreiben Büürt) in Bäuert übersetzt wird? Es gibt ein schweizerdeutsches gruen (in Zusammensetzungen) neben grünen, aber kein schriftdeutsches grun (außer etwa im Berliner Grunewald). Fleischweng macht sich wie ein schlechter Witz an Stelle der Weng aus Flischgestein.

Auch vor schweizerischen *Konsonanten* schreckt man zurück. Das schriftdeutsche K- herrscht auch in rein schweizerischen, dunklen und alpinen Wörtern und solchen mit schweizerdeutscher Endung: Krinnen, Kumli (!), Kirel, Kirgel, Keibihorn, Klösterli, Kindbettihorn, Küh-, Kalber-, Kehle, Käli Klusi, Kratzern, Kesseln, Kübeli, Kapf, Kirsch-, Acker. Ch- haben nur: Chrinde(n), Achern. Nur schweizerdeutsch zeigt

¹ In einem Schriftchen „Über Ortsnamen des Amtes Frutigen“ von Dr. J. U. Hubschmied ist eine große Zahl besonders dunkler vordeutscher Namen zuverlässig erklärt.

sich Egg; aber neben einem echten Rüggentäli findet sich eine Zwitterform Hundsrück.

Vieles ist irgendwie verderbt, belastet, Gleichartiges durch überflüssige Buchstabenvarianten auseinandergerissen. Neben Rüti finden wir Rütli, neben Dossen Tossen, neben Bort Port, statt des gewöhnlichen Äu oder Eu (zu Au wie Hau zu hauen) das künstliche Oey. Da die Mehrzahlformen Möser, Mosen mundartgerecht sind, so ist die Variante des einsilbigen Moos überflüssig; denn erstens haben wir uns nicht darum zu kümmern, daß das ursprünglich kurze o im Schriftdeutschen zufällig doppelt geschrieben wird; zweitens wird niemand Mos anders aussprechen als Moos. Ebenso ist Sali statt Saali genügend. Als verwirrender Ballast wirken sich besonders die aus der Schriftsprache übernommenen Dehnungszeichen h und i(e) aus: Giebel, Zihl (statt Zil), Fahrni, Rohnen, Lohner, Vielfallen (statt Fil-), Spiel, Stiegel-, Nieder (neben Nid-), Kehle (neben Käli). Das einfache Furen spaltet man in Furren und Führen. Wispillen ist völlig willkürlich zu Wind- umgedeutet. Das echte Lengg, eine Ableitung zu lang, die die lange Talfläche bezeichnet, wurde zu Lenk verdorben, Bummeren zu Pommern „erhoben“. Was hat es für einen Sinn, statt des bodenständigen Schutz (Wasserfall) Schuß zu schreiben? Ist das dann schriftdeutsch? Die schlichte Mundartform Honegg, worin das erste Glied, die Wemfallform hohen, zusammengezogen und gekürzt ist, erscheint auf dem selben Blatt sowohl mit einem lautlich nicht mehr berechtigten h als Hohnegg, als auch völlig zurückgebildet zu Hohenegg. Nun gibt es anderswo natürlich eine Menge Honegg (man vergleiche auch den Familiennamen Honegger). So haben wir es für ein und dieselbe Sprechform glücklich auf drei Schreibformen gebracht, weil viele Leute vor den Tatsachen zurückscheuen und am toten Buchstaben hangen. Ist es nicht vielmehr so, daß die Preisgabe der lebendigen Volkssprache zur Verworrenheit führt?

Unrichtig ist auch die Art und Weise, wie man die Endungen und Bildungssilben faßt. Da die Namen meist in der Verbindung mit einem Verhältniswort im Wemfall gebraucht werden, sind Formen wie Brände, Fänge, Tuffsteine, Rote Egg, Weiße Fluh, Hoher Schachen naturwidrig, zumal wenn daneben dativische Formen stehen. Der Überlieferung, die Dativ-Einzahlform der weiblichen Wörter mit der historisch richtigen Biegungsendung -en zu schreiben (man vergleiche Namen wie Anderhalden, Zermatten) entsprechen viele Namen: Schmitten, Blatten, Lengmatten, Gu(e)ben, Halten, Kehlen (statt Chälen), S(e)iten, Zuben, Schuflen, Furggen, Chrinden. Handkehrum faßt man daneben unrichtig: Kumme, Seite, Scheibe, Chrinde, Fuhre, Dole, Ehehefte, Kehle! Wir sagen „auf den Achere(n), i(n) de(n) Möser(e)n“; die Karte schreibt aber im Stamm schweizerisch, in der Endung schriftdeutsch Achern. Ebenso lautet eine sehr häufige Ableitungssilbe für Sammelbegriffe -ere(n); auf den beiden Blättern steht immer fremd (schriftdeutsch kann man hier nicht sagen, da die Schriftsprache diese Bildungen nicht kennt): Leimern, Gastern, Kratzern, Ottern, Wassern, Lämmern, Lauchern, Neßlern. Ebenso brauchen wir die Endung -(e)le(n) statt -eln. Unsere Blätter

haben richtig Hublen, Schuflen, Lueglen, Wigglen, Artelen, Ortelen, Gempelen; aber sogleich kommt wieder der Umfall zu Kesseln, Hubeln, Trubeln. Die Karte hat richtig Senggi, Aebi, Rüti, Witi, aber auch Enge.

Wir regen hier an, daß man Wege suche, um im Nomenklaturwesen der neuen Landeskarte zu einem befriedigenderen Zustand zu kommen. Der Direktor des Eidg. Vermessungsamtes hat den ersten Schritt getan. Die auf seine Bestellung hin von der Zürcher Flurnamenkommission ausgearbeiteten Regelungsvorschläge, die durch die extremen Schwierigkeiten unserer Mundarten einen mittleren Weg weisen, liegen längst bei den kantonalen Flurnamenkommissionen. Nirgends ist gegen die „Grundsätze“ offener Widerspruch erhoben worden, mit dem man sich auseinandersetzen könnte. Entweder fehlt es an Leuten, die über dem Stoff stehen, oder an Gegenargumenten. Abgesehen von unüberprüfbar Gerüchten von Klagen und Widerständen konnte man auf Umwegen vernehmen, daß ein gewisser Kanton in Bern vorgeschlagen hat, „die reine Sprechform der Namen stärker und konsequenter zur Geltung zu bringen, insbesondere *lange Vokale* einheitlich durch *Doppelschreibung* zu bezeichnen“. Um die innere und äußere Unmöglichkeit dieser Vorschläge zu erweisen, braucht man bloß zwei Fragen zu stellen: Wo sind die Leute, die die Quantität der Vokale im Volk draußen und zwar richtig erheben könnten? Wer würde ein kartographisches Sprachbild für vernünftig halten, wo man je nach Landschaft und Mundart Weg, Weeg, Wääg; Wis, Wiis; Berg, Bärg, Bäärg; Wald, Waald, Waud; Boden, Booden; Müli, Müüli; Huus, Hüüsli, Hüsli; Staafel, Stafel usw. schreibt? Immerhin ist eine solche extreme Haltung noch besser als die Haltungslosigkeit gewisser anderer Kantone, weil sie zeigt, wohin die „Orthographie“-Theorien gewisser Leute führen, die kartographisches Namengut mit Feuilletongeschichten in einen Topf werfen und wohl meinen, man könne Mundart mit Buchstaben lebendig machen.

Man hat gegenüber einer Eingabe des Leitenden Ausschusses des Schweizerischen Idiotikons wohl auf Grund von derartigen Meinungen kantonalen Kommissionen „sehr starke Verschiedenheit der Auffassungen“ geltend gemacht, die es schwer machen soll, Richtlinien aufzustellen, „die alle interessierten Kreise befriedigen“. Was können denn diese interessierten Kreise anders wollen, als daß die Karten und Pläne ein annäherndes Bild der Wirklichkeit, der sprachlichen Tatsachen, „ein objektives Bild der Gegenwart“ (wie einst ein hoher Beamter gesagt hat) geben, ein Sprachbild, das von bewußt schweizerischer Haltung und wissenschaftlicher Einsicht zeugt, die verschandelte Sprache unseres bodenständigen Volkes wieder in ihr natürliches Recht einsetzt, sich aber nicht einläßt auf Nebensächlichkeiten und scheinwissenschaftliche, kartographiewidrige Allüren. *Kann es überhaupt gegenüber solchen selbstverständlichen Forderungen „sehr starke Verschiedenheit der Auffassungen“ geben?* Man frage doch einmal nach der Auffassung wirklicher Fachleute! Die Landestopographie, die schließlich die Verantwortung für das Kulturwerk der Landeskarte trägt, wird sich doch nicht mit dem Zwang abfinden wollen, historische Rekonstruktionen (Hohnegg, Hoheneegg),

„phonetische Transkriptionen“, zerfahrene Zufallsentscheide steuerloser kantonaler Kommissionen anzunehmen, mit Hinweisen, sie habe nicht die Macht „sprachreinigend zu wirken“, die Nomenklatur sei Sache der Kantone. Was nottut, ist doch wohl eine zentrale Fachinstanz, die das Ganze zu überblicken vermag, auf die kantonalen Kommissionen aufklärend und beratend einzuwirken sich bemüht, sich dafür einsetzt, daß die stolze neue Landeskarte am Rande einer „neuen“ Zeit nicht die alte Tragikomödie schweizerisch-unschweizerischer Nomenklatur verewigt.

Max Ehrensberger †



Am 2. September 1942 wurde in Winterthur die sterbliche Hülle eines Mannes den Flammen übergeben, der in der Geschichte des Schweizerischen Geometervereins einen ersten Platz einnimmt. Die ältere Generation ist sich dessen wohl bewußt und in ihren gelichteten Reihen befinden sich immer noch viele Freunde des Verstorbenen, die mit hoher Anerkennung an die Zeit zurückdenken, da *Max Ehrensberger* das Steuer des SGV. mit sicherer Hand führte. Wenn ich den Versuch unternehme, in einem Nachruf das Wirken des Ehrenmitgliedes und ehemaligen Vereinspräsidenten zu schildern, so geschieht es auf Wunsch und mit Unterstützung dieser Freunde.

Max Ehrensberger, im Jahre 1875 als Sohn eines Ingenieurs in Wila im Töbthal geboren, verbrachte den größten Teil seiner Jugend an seinem Bürgerort Winterthur. Er besuchte die dortigen Schulen, und schon in früher Jugend war es sein Wunsch, Bauingenieur zu werden. Die Verhältnisse führten ihn aber nicht an die hierfür zuständigen Bildungsstätten, sondern an die Abteilung für Geometer am Kant. Technikum in Winterthur. 16jährig trat er im Jahr 1891 ein und verließ die Schule nach erfolgreich bestandnem Abschluß im Jahr 1893, um als arbeitsfreudiger junger Geometer seine praktische Laufbahn zu beginnen. Diese führte ihn zuerst in verschiedene Vermessungs- und Ingenieurbureaux. Speziell erwähnt sei seine Mitarbeit bei den Bauarbeiten für die Bahnhoferverweiterung Zürich als Angestellter des Baubureau der Nordostbahn. Einige Zeit war er auch tätig beim kantonalen Kreisingenieurbureau Winterthur. Bereits im Jahr 1897 übernahm er als selbständiger Unternehmer im Akkord die Vermessung des Baugebietes der Gemeinde Veltheim bei Winterthur und im Jahr 1898 die Vermessung der Munizipalgemeinde Gachnang bei Frauenfeld. Beide Arbeiten übergab er aber nach kurzer Zeit zur Fortführung und Vollendung seinem Freund Rudolf Keller, dem nachherigen Bauverwalter von Baden, während er sich von der Gemeinde Töb zu ihrem Gemeindevorsteher wählen ließ. In dieser Zeit bestand er die Prüfung als Konkordatsgeometer, das Patent wurde ihm im Jahr 1899 erteilt. Aber dem aufstrebenden Geometer war das Wirkungsfeld einer Vorortsgemeinde von